

Klimagerechtigkeit und Degrowth verbinden und an den Ort eines zentralen Energiekampfes tragen.«

Im großen Zirkuszelt, das mehrere Hundert Menschen fasst, sprachen Aktivist*innen, die gegen Kohlebergwerke und Atomkraft in Indien kämpfen oder gegen die Ölförderung im Amazonasgebiet, wir hörten von → First-Nations-Gemeinschaften, die sich gegen die Giftkatastrophe des Ölsandabbaus im kanadischen Alberta wehren, und von Öko-Anarchist*innen, die in Baumhäusern leben, um die Ausweitung des Hambacher Braunkohletagebaus zu verhindern. Wir sahen Theaterstücke, die von Geflüchteten und Asylbewerber*innen geschrieben und aufgeführt wurden. Wir debattierten über neue Formen radikaler Demokratie – mit Leuten aus der spanischen Anti-Austeritäts-Bewegung M15, griechischen Anarchist*innen, die von den selbstverwalteten Gesundheits-, Ernährungs- und Produktionssystemen erzählten, die nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Griechenlands entstanden waren, und einer Person aus Kurdistan, die von den Versuchen des libertären Munizipalismus in der auf Feminismus, Ökologie und radikaler Autonomie in Nordsyrien beruhenden Nation ohne Staat berichtete. Alle Vorträge wurden von Freiwilligen in mindestens drei Sprachen übersetzt. In der Mitte des Camps steht, wie eine tickende menschliche Uhr, ein riesiges rundes Trampolin, auf dem Scharen aufgeregter Kinder den ganzen Tag herumhüpfen – eine wohlthuende Erinnerung an die Zukunft, die mitunter so zerbrechlich scheint.

Die Kunst, sich aufeinander zu beziehen

Die letzten Tage hier standen im Zeichen des zivilen Ungehorsams. Als Erstes ging es um den »Aktionskonsens«, an den sich alle Teilnehmenden halten sollen und der den Grundton der Aktion beschreibt. Dabei wird das Fass von »Gewalt oder Gewaltlosigkeit« gar nicht erst geöffnet, weil auf diese moralisch aufgeladenen Begriffe verzichtet wird. Stattdessen heißt es in dem Dokument: »Wir bleiben ruhig und besonnen. Wir provozieren keine Eskalation. Wir bringen keine Menschen in Gefahr.« Der Konsens besagt auch, dass keine Maschinen beschädigt werden sollen, und zwar nicht aus moralischen Gründen, sondern um die Sicherheit aller Beteiligten zu gewährleisten. Wenn Dinge beschädigt werden, verschärft die Polizei unweigerlich ihre Gewalt gegen uns, und die Strafen für die Blockade oder Besetzung von Kohleinfrastruktur sind geringer als die für Sachbeschädigung. Wenn Leute etwas sabotieren wollen, gibt es in der Gegend ohnehin noch zwei andere Tagebaue, in denen sie sich austoben können (auch wenn wir dazu nicht aufrufen, Anm. d. Red.).

Als ich anfing, mich an direkten Aktionen zu beteiligen, dachte ich noch, dass wir durch öffentlich angekündigte Akte zivilen Ungehorsams nicht nur die fossile Brennstoffindustrie, sondern gleich auch noch die industrielle Zivilisation zu Fall bringen könnten, indem wir »das System« lahmlegen. Doch im Laufe der Jahre wurde mir klar, dass wir, egal wie groß eine Bewegung auch ist, nie genug Leute sein würden, die bereit sind, eine Verhaftung und ein anschließendes langwieriges Gerichtsverfahren zu riskieren. Fragt euch selbst: Sind wir genug, um jeden Tagebau der Welt, jede Ölraffinerie, jede → Fracking-Anlage und jede arktische Bohrinnsel stillzulegen, den

schwarzen Teersanden in Alberta Einhalt zu gebieten, die Schornsteine aller Kraftwerke in China zu blockieren? Natürlich könnten wir das nicht, nicht einmal für einen Tag, und dabei wissen wir ohnehin, dass ein Tag nicht ausreichen würde.

Der Slogan »*Keep it in the Ground!* – Lasst es im Boden!« sagt sich so leicht. Doch um die Verbrennung von 80 % der weltweiten Reserven fossiler Brennstoffe tatsächlich zu stoppen – und das wäre nötig, um die Katastrophe eines unkontrollierbaren Klimawandels zu verhindern –, brauchen wir jede Taktik, die wir für gerechtfertigt, strategisch sinnvoll und vor allem für effektiv halten. In der Vergangenheit haben diejenigen, die Widerstand geleistet haben, dann gewonnen, wenn sie härter kämpften, als sie es selbst für möglich hielten, und eine vielfältige Palette möglicher Taktiken einsetzten. Eine Taktik, die von den deutschen Bewegungen entwickelt wurde, ist der Einsatz von → »Fingern«, großen Gruppen von Menschen, die sich gemeinsam auf den Weg in die Aktion machen.

Der schönste Teil des Aktionstrainings, an dem wir teilnehmen, sind die Rollenspiele zur Vorbereitung der Finger: schmale Menschenschlangen, die sich durch Polizeiketten schlängeln. Wir versuchen, uns unsere Freund*innen in Sandalen und T-Shirts, die uns in einer Reihe gegenüberstehen, als Polizist*innen in Kampfmontur und mit Schlagstöcken vorzustellen. »Das war jetzt leicht«, sagt Frida, nachdem wir eine Technik ausprobiert haben, bei der wir zuerst einen tanzartigen Schritt seitwärts machen, um dann mit den Schultern voran durch die Linie zu treten, »aber es ist schon klar, dass es an dem Tag nicht so sein wird!« Nervöses Gelächter ringsum.

Einer der wichtigsten Teile des Trainings behandelt den Aufbau einer Bezugsgruppe – ein organisatorischer Ansatz, der das Herzstück einer effektiven direkten Aktion bildet. Eine Bezugsgruppe ist eine Gruppe von fünf bis 15 Personen, die beschließen, während der Aktion zusammenzubleiben, aufeinander aufzupassen und durch Vertrauen und emotionale Unterstützung die einzelnen Teilnehmenden zu stärken. Die Bezugsgruppen sind jeweils autonom; sie werden nicht von einer hierarchischen Kommandostruktur gelenkt, sondern treffen ihre eigenen Entscheidungen, was sie tun (und was nicht). Damit sind sie viel flexibler und reaktionsfähiger als eine größere Gruppe von Menschen. Außerdem erleichtert diese Struktur neuen Leuten die Beteiligung an Aktionen.

Die dezentralisierte und nicht-hierarchische Form der Bezugsgruppen wurde im späten 19. Jahrhundert von spanischen Anarchist*innen erfunden, als Freundeskreise, die in Cafés in der Art eines literarischen Salons zunächst kulturelle und künstlerische Ideen austauschten und dann anfangen, über Politik zu sprechen und gemeinsam Aktionen zu planen. Jahrzehnte später wurde die Idee der Bezugsgruppen in den USA im Zuge der Proteste gegen den Vietnamkrieg vom berühmten Kunstaktivist*innen-Kollektiv *Black Mask* wiederbelebt. Viele erfolgreiche Aktionen des massenhaften zivilen Ungehorsams, von den großen Anti-Atomkraft-Blockaden der 1970er Jahre mit bis zu 30.000 Teilnehmenden bis zu den Protesten gegen die Welthandelsorganisation (WTO) in Seattle um die Jahrtausendwende, nutzten Bezugsgruppen für ihre Aktionen.

Bezugsgruppen bilden sich oft darüber, dass die einzelnen Mitglieder ähnliche Vorstellungen von Stil und Art der Aktion haben. In unserer Bezugsgruppe für diesen Tag

haben wir alle gemeinsam, dass wir uns nur ungern verhaften lassen wollen. Wir sind gleichzeitig entschlossen, den Tagebau zu betreten, und wissen, dass unsere Chancen, damit durchzukommen, sehr gering sind. Als der Aktionstag näherrückt und je mehr die Aufregung steigt, kommt unsere Gruppe gemeinsam zu der Erkenntnis, dass für einen Akt des massenhaften zivilen Ungehorsams nicht verhaftet werden zu wollen, ein bisschen so ist, als kämpfe man einen Krieg für den Frieden, so dass am Vorabend der Aktion als unser wichtigstes Ziel bestimmt wird, auf einen der Bagger zu gelangen.

Manche Bezugsgruppen bestehen über Jahre, andere finden nur für eine bestimmte Aktion zusammen. Einige in unserer Gruppe sind schon länger befreundet, andere haben sich noch nie vorher getroffen, und für manche ist es ihr erster Akt des zivilen Ungehorsams. Wir sind ein bunt gemischter Haufen, zwischen 21 und 50 Jahren alt, darunter ein türkischer Designer, eine französische Journalistin (die nicht zum Berichten, sondern zum Handeln gekommen ist), eine tschechische Studentin, ein dänischer NGO-Campaigner, ein spanischer Umweltschützer, ein belgischer Ingenieur und eine britische Wissenschaftlerin. Gemäß der Tradition, dass mit der Polizei nicht kooperiert wird, haben wir beschlossen, keine Namen zu nennen, falls wir verhaftet werden. Nicht, weil wir nicht stolz darauf wären, die größte Kohlenstoffbombe in Europa lahmzulegen, sondern weil wir in der Tradition des zivilen Ungehorsams, wie er von Thoreau, den militanten Suffragetten, Martin Luther King, Gandhi und anderen entwickelt und praktiziert wurde, glauben, dass die Nicht-Kooperation mit dem, was falsch ist, ebenso eine Verpflichtung ist wie die Kooperation mit dem, was gut ist.

Und wenn wir darüber hinaus auch noch vermeiden können, die Überwachungsmaschinerie zu füttern, die jede unserer Bewegungen kontrolliert, prüft, misst, filmt, speichert, verfolgt und festhält, dann haben wir gleich doppelt gewonnen. Damit wir anonym bleiben können, hat das »Legal Team für Alle«, das die Aktion mit juristischem Wissen unterstützt, ein ausgeklügeltes System erarbeitet.

Weil ein guter Bezugsgruppenname immer motivierend ist, haben wir uns für den Namen »Mary Poppins« entschieden, unter anderem, weil wir bunte, mit Bildern und Texten besprayed Regenschirme benutzen wollen, die uns Schatten spenden, ein starkes Bild abgeben und uns vor Pfefferspray schützen. Es ist auch eine Anspielung auf die Demokratiebewegungen in Hongkong, die die Regenschirme zu einer feinen Kunst des Widerstands erhoben haben.

Wir haben uns innerhalb der Gruppe jeweils paarweise zusammengetan. Jeweils zwei »Buddies« sollen, falls es besonders chaotisch wird und die größere Gruppe auseinandergerissen werden sollte, unbedingt zusammenbleiben. Isa und ich tun uns wie immer zusammen. Das letzte Mal, als wir Aktionsbuddies waren, bin ich ohne Vorwarnung durch eine Polizeikette gerannt und habe sie auf der anderen Seite zurückgelassen – also genau das, was man NICHT mit seinem Buddy machen sollte. Dieses Mal werde ich versuchen, aufmerksamer und vernünftiger zu sein.

Unsere Bezugsgruppe Mary Poppins wird sich dem internationalen Finger anschließen, einer der vier aus zahlreichen Bezugsgruppen bestehenden Kolonnen, die aus verschiedenen Richtungen in den Tagebau eindringen und auf die Bagger zusteuern wollen. Sobald die Finger die Maschine erreicht haben, kann jede Bezugsgruppe

entscheiden, was sie tun und wohin sie gehen will. Unsere hat sich noch nicht entschieden, obwohl mir die Idee, mit riesigen Buchstaben eine Botschaft in den Sand zu schreiben, viel besser gefällt, als bis ganz hoch auf den Bagger, das größte landgestützte Fahrzeug der Welt, zu klettern, mit unserem Banner, auf dem steht: »Jobs not Coal«, auf Deutsch: Arbeitsplätze statt Kohle.

Der Philosoph Fredric Jameson schrieb: »Das zentrale Problem der politischen Philosophie (und später der Politikwissenschaft) ist die Verfasstheit von Gruppen.« Wie gehen wir mit einander um? Wie treffen wir Entscheidungen, so dass der Entscheidungsprozess die von uns angestrebte Welt ohne Hierarchien und Herrschaft widerspiegelt? Wie hören wir richtig zu, wie debattieren, widersprechen, entscheiden wir gemeinsam? Und wie können wir heute schon gemeinsam leben, als wären wir bereits frei? Die Bezugsgruppe ist ein schöner Test für viele dieser Fragen. Im Deutschen wie im Englischen stammen die Wörter »Freund/friend« und »frei/free« beide von der gleichen sprachlichen Wurzel ab, die auf die Vorstellung einer »wachsenden, gemeinsamen Kraft« verweist – weit entfernt also von der individualistischen Freiheit des → Neoliberalismus, die oft noch in den radikalsten Köpfen herumspukt: »Ich bin Anarchist! Ich mache, was ich will!« Wie das Unsichtbare Komitee in *An unsere Freunde* erklärt: »Frei sein und verbunden sein ist ein und dasselbe. Ich bin frei, weil ich verbunden bin, weil ich an einer Realität teilhabe, die umfassender ist als ich.« In diesem Sinne ist eine Bezugsgruppe ein wunderbarer Beschleuniger für Freundschaft, und wenn sie dadurch befeuert wird, dass man gemeinsam das Risiko des Ungehorsams eingeht, wird sie zu einer einzigartigen Liebesmaschine, zu einer Ökologie der Freiheit.

Geisterdörfer

Gestern Abend haben wir Immerath besucht, eines von mehreren Dörfern, die am Rand des Tagebaus liegen und still darauf warten, von dem immer größer werdenden Loch verschlungen zu werden. Die langen Straßen waren menschenleer, Fenster und Türen vernagelt, Fensterläden geschlossen. Die große Kirche mit ihren zwei Glockentürmen war mit Vorhängeschlössern gesichert, und in den verstaubten Fenstern der nahegelegenen Schule hingen Kinderzeichnungen, die von der Sonne ausgebleicht waren. Efeu umrankte kaputte Briefkästen, und einst gepflegte Gärten waren zu Urwäldern geworden. Am Eingang des Dorfs lag ein großer Krankenhauskomplex, mit einer eigenen Kapelle und einem Parkplatz, auf dem das Gras durch Risse im Asphalt wuchs. Auf dem ummauerten Friedhof standen nur noch wenige Grabsteine; daneben waren Dutzende von rechteckigen Flecken mit aufgewühlter Erde, wo die Toten umgebettet worden waren. Seltsame Grabgeister in einem Geisterdorf, das still auf den Tag der Abrechnung wartet. 35.000 Menschen sind aus dieser Gegend bereits vertrieben worden, 7.000 weitere (darunter auch der Bauer, auf dessen Feldern wir kampieren) erwartet ein ähnliches Schicksal.

Vor ein paar Tagen hielt Heather Milton-Lightning, eine Aktivistin der → First Nations mit einem schwarzen Sinn für Humor, abends einen Vortrag, in dem sie den Oka-Widerstand von 1990 erwähnte, eine 78 Tage dauernde Blockade und gewaltsame

Auseinandersetzung zwischen Aktivist*innen der First Nations und dem kanadischen Staat, der einen Golfplatz an der Stelle der Ahnengräber der Mohawk bauen wollte. Die Pläne wurden auf Eis gelegt, und die Gräber existieren bis heute. Doch hier scheint es so, als würden die meisten Menschen in dieser kapitalistischen Kultur weder die Lebenden noch die Toten genug ehren, um Widerstand zu leisten. Als wir das Dorf verließen, entdeckte ich an einem der wenigen nicht mit Rollläden verschlossenen Fenster einen mit Klebeband befestigten Zettel, auf dem stand: »In diesem Haus wohnen immer noch Menschen«. Anscheinend haben nicht alle in Immerath aufgegeben.

Laufen ums Leben

»Guten Moooooorgen allerseits ... Zeit zum Aufstehen!«, knarzt eine Stimme durch ein Megaphon. »In 45 Minuten gehen wir los ... Ende Gelände!« Aus den Zelten dringt ein halb verschlafenes Gejubil. Die Anfangszeit der Aktion wurde bis jetzt geheim gehalten, um die Polizei zu überraschen. Mit müden Augen, aber wach vom aufsteigenden Adrenalin, kommen die Mitglieder unserer Bezugsgruppe zusammen, verteilen Sandwiches und Wasser und schreiben sich mit wasserfestem Stift die Telefonnummer des Legal Teams auf die Beine. Wir ziehen die weißen Schutzanzüge an, die alle bei der Aktion tragen werden, und prüfen den Sitz der Staubmasken, die uns vor den Kohlepartikeln schützen sollen. Da wir nahe der Spitze des Fingers laufen und damit zu den Ersten gehören, die durch die Polizeiketten strömen werden, tragen wir auch einen Augenschutz aus Klarsicht-Folie, von dem wir hoffen, dass er uns vor dem Pfefferspray der Polizei schützen wird. »Wo sind die Regenschirme?« rufe ich über das Trommeln der Sambaband hinweg. »Jemand hat sie schon mitgenommen«, antwortet Martin. »Mary Poppins hat zu wenig Regenschirme!«, lacht er. Die vier Finger stellen sich auf: 1.500 Menschen ganz in Weiß warten, aufgeregte Augen lugen über Staubmasken, bereit zum zivilen Ungehorsam. Das Megaphon ruft »Ende Gelände!« und wir gehen los.

Unser 280 Personen starker Finger ist der erste, der aufbricht. Wir marschieren zügig über Feldwege und singen gegen die kollektive Anspannung an. Um zum Tagebau zu gelangen, müssen wir durch einen engen Betontunnel, der eine Autobahn unterquert. Er ist von zwei Polizeiwagen und drei Reihen Bereitschaftspolizei blockiert. Wir wissen, was zu tun ist. Viele von uns haben für diesen Moment trainiert. Niemand rennt, wir atmen gemeinsam tief durch. »Bleibt zusammen! Bleibt zusammen!« Ich denke an meine Freund*innen in der ersten Reihe, die hauptsächlich aus einer reinen Frauen-Bezugsgruppe besteht. Eine von ihnen sagte gestern Abend zu Isa, dass sie »sich selbst herausfordern« wollten. Gerade klingt das wie eine ziemliche Untertreibung.

Es geht los! Ich senke den Kopf. Körper und Geist, Denken und Handeln, Raum und Zeit – alles schmilzt in diesem Sekundenbruchteil zusammen. Nichts ist mehr wichtig, es ist wie Meditation – aber auf Steroiden. Wie ein unruhiger Fluss fließt der Finger geradewegs in die Polizeikette, von hinten strömt die Schlange nach – 280 Körper, die schieben und drängen. Unsere weichen Körper spüren die klobigen Schutzpanzer, die harten Helme, die schwarzen, gepolsterten Schlaghandschuhe. Waffen, die uns verletzen sollen, dreschen gegen unsere dünnen Strohsäcke. Aus dem Augenwinkel sehe ich einen